Lederstrumpf in der Schweiz

Autor(en): **Elbogen, P.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **14 (1938)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-753887

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Lederstrumpf in der Schweiz

VON P. ELBOGEN

Fenimore Cooper, geboren im Jahre des Beginnes der großen französischen Revolution, ist der Erfinder und Entdecker der Indianerromantik. Gewiß — die Phantasie der Zeitgenossen beschäftigte sich schon vorher mit den unglücklichen Ureinwohnern von Amerika, denen die Eroberer mit allen teuflischen Waffen der Zivilisation ihr Land raubten. — Johann Gottfried Seume etwa, vom Landgrafen von Hessen an die Engländer zum Kampfe gegen Amerika verkauft, schrieb sein berühmtes Gedicht, in dem die drei Zitate stehen: «Ein Kanadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte», und: «Wir Wilden sind doch bessere Menschen — und er schlich sich seitwärts in die Büsche»; sogar Schiller wurde durch den Freiheitskampf der Indianer berührt und dichtete eine Hymne an einen Häuptling Nadowessir. Aber das, was wir «Indianerromane» nennen, wurde doch erst durch Cooper populär, der als junger Mensch mit eigenen Augen die Kämpfe zwischen Kolonisten und Indianern mit ansehen mußte, da er aus dem damals noch höchst vorgeschobenen New Jersey stammt. Er diente dann einige Zeit in der Marine und wurde zu Ende seines Lebens Konsul in Lyon. Bald danach starb er, um die Mitte des neuen Jahrhunderts, nachdem seine «Schüler», ein Sealsfield, ein Gerstäcker, die Tradition des Tomahawks, der Friedenspfeife und der edlen Rothaut im allgemeinen, so farbig fortgesetzt hatten, daß, neu entflammt durch den Sklavenbefreiungskrieg, die Indianerromantik um 1890 eine neue Blüte, vielleicht die letzte, erleben konnte: Buffalo Bill, der Pfadfinder unter Lincoln: Oberst Cody, ritt mit hunderten echten und falschen Rothäuten equestrische Spiele in der Arena von Barnum, und der findige Karl May wußte der wohlbekannten Romantik der Savannen neue und noch einmal äußerst fesselnde Züge hinzuzufügen.

Coopers Erfolg bei den Zeitgenossen war ungeheuer: er wurde in alle Sprachen übersetzt und von allen Kreisen gelesen. (Franz Schuberts letzter Brief auf dem Totenbett bittet einen Freund um einen neuen Cooperroman.) Aber wenige seiner Leser von heute wissen, daß der Mann, der den «Letzten Mohikaner», den «Lederstrumpf» schuf, ein äußerst geistvoller Reiseschriftsteller war, Amerikaner in einem heute beinahe verschollenen Sinne, gebildet, klug und witzig, politisch interessiert, künstlerisch rege. Vor allem seine Schweizerreise fand zur Zeit ihres Erscheinens größtes Interesse, zumal es wohl zum ersten Male geschah, daß ein Bewohner der Staaten über die Schweiz und ihre ihn wohlbekannt anmutenden Landschaften schrieb. Im Folgenden sollen einige kleine Proben aus den beiden im Jahre 1836, also vor hundert Jahren, erschienenen Bändchen gegeben werden, die Cooper «Ausflüge in die Schweiz» nannte.

Beim Ueberschreiten der Grenze von Frankreich her fällt ihm schon der Mangel an Formalitäten auf: «Die Republik hat keine Zollhäuser», schreibt er, «keine Eingangszölle, und wir durchschritten die Grenze im schnellen Trab.» Alles erscheint dem freiheitlich gesinnten Reisenden ideal: «In diesen hohen gedeihlichen Fluren beschränkt sich die Arbeit des Landmannes auf den Bedarf des Viehstandes, und die Einwohner von Neufchatel beschäftigen sich mit Uhrmacherei.» Im Val Travers fallen ihm, dem Amerikaner — man denke an seine Landsleute von heute! — geschmacklose Neubauten auf: «Wir fanden einiges auszusetzen, an manchen baukünstlerischen Neuerungen, womit uns die Leute hätten verschonen sollen. Manche nämlich, die fremde Länder bereist und reich zurückgekehrt waren, hatten sich erkühnt, Säulenhallen und Prachtbauten unter den Hütten des Nadelgehölzes einzuschwärzen. Eine einfache Schweizerhütte gehört so unerläßlich in eine Schweizergegend, als der gothische Baustyl sich einzig mit den heiligen Empfindungen der Andacht vereinigen läßt.» Man sieht also: selbst Cooper war angekränkelt von der «neugothischen» Bewegung der Romantik des Biedermeier.

Der Reisende weiß sehr gut, daß seine Landsleute nichts weniger als guten Ruf auf dem alten Kontinent haben. «Schon vor einiger Zeit habe ich die Entdeckung gemacht», schreibt er, «daß der Name eines Amerikaners nicht ein Empfehlungsbrief durch ganz Europa sei, sondern daß vielmehr, wenn man bei diesem Namen überhaupt an irgend etwas denkt, dieses Etwas alles Mögliche nur nichts Schmeichelhaftes und Angenehmes ist.» Am Thunersee notiert er, daß man plane, die Jungfrau zu besteigen: «Mehrere Gesellschaften kühner englischer Liebhaber haben den Plan, ihre hohe Veste zu erklimmen.» Auf einer Alm, auf die er hinaufreitet, wird die Gesellschaft von Kindern angebettelt: «Diese Kinder hatten alle blondes Haar, schön ovale Gesichtchen, auf welche ein Batzen, es thut mir leid es zu sagen, einen lebhaften Eindruck machte.» In Grindelwald trifft er «auf eine Probe von Gebirgsmusik, einen Chor von Grindelwalder Dirnen, welche das Wirtshaus besuchten zur Unterhaltung der Reisenden. Sie sangen deutsch und noch dazu gebirgsdeutsch ... die Weisen waren wild und die Kehlen kräftig, die Töne nicht übel, die Worte abscheulich. Letzteres soll nicht von dem Sinn derselben gelten, denn wir verstanden auch kein einziges Wort.»

Das Meiringer Tal scheint ihm «den Palisaden des Hudsonflusses» zu ähneln, im Berner Oberland fallen ihm die fremden Kellner auf: «Die meisten männlichen Bedienten in den Gasthäusern waren ... keine einheimischen, sondern ausländische Glücksjäger, welche die Geldgier während des Sommers in die Berge verlockt. Diese kleinen Geldangelegenheiten sind verdrießliche Kehrseiten des Malerischen.» (!) In Bern ersieht er aus der Fremdenliste, daß mehrere Amerikaner angekommen sind, und bemerkt: «Unsere Anzahl nimmt zu und mit ihr die Gelegenheit, über uns zu spötteln; es ist nichts Ungewöhnliches, in den Fremdenbüchern den eingezeichneten amerikanischen Namen gegenüber von Engländern verfaßte Pasquille (Spottverse) anzutreffen ... ich habe ein Verzeichnis von 23 solch zweckloser Beleidigungen.» Wozu man sich daran zu erinnern hat, daß die ältere Generation dieser Epoche noch den Krieg um die Befreiung vom englischen Zwang mitgemacht hatte. Auch der Schweizer Wirt sagt zu Cooper, es scheine: «que Messieurs les Anglais n'aiment pas trop les Americains». Bei einem Ausflug nach Appenzell sagt ein kleines Mädchen flehentlich «Pitty, pitty», man versteht das englische: Mitleid, gibt dem Kinde, das englisch spricht, reichlich, und erfährt erst später, daß es einfach: «Bitte, bitte» gesagt hatte.

Zürich findet Cooper reizend. Es habe 15 000 Einwohner und gehöre zu den «wohlhabendsten und wichtigsten



Sanatorium Kilchberg bei Zürich

Individuelle Behandlung aller Formen von Psychosen und Neurosen, Entziehungskuren für Alkohol, Morphium, Kokain usw. Malariabehandlung bei Paralyse. Führung psychopathischer haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie ✣ 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser; geschlossene für Psychosen, offene für Erholungsbedürftige ✣ Prächtige Lage am Zürichsee, in unmittelbarer Nähe von Zürich ✣ Großer Park und landwirtschaftliche Kolonie. Sport- und Ausflugsgelegenheit ✣ Physikalisches Institut (Medikamentöse Bäder und Packungen, Licht- und Dampfbäder, Elektrotherapie, Höhensonne, Diathermie, Massage, usw.). Behandlung organischer Nerven-Erkrankungen, Stoffwechselstörungen, rheumatischer Leiden, Erschlaffungszustände, etc. Diät- und Entfettungskuren ✣ Eigene Abteilungen mit Terrassen für Bettlägerige. Prospekte bei der Direktion verlangen. Tel. Zürich 914.171 u. 914.172 Ärzte: Dr. H. Huber und Dr. J. Furrer ✣ Besitzer: Dr. E. Huber-Frey



Städten» der Schweiz. «Das Ufer des Sees sieht aus wie ein einziges Dorf.» Zwischendurch macht sich Cooper als begeisterter Republikaner dennoch ein wenig über die Republiken lustig. So sagt er etwa: «Jetzt ist es an der Tagesordnung, die Menschen alle ‚vor dem Gesetze' gleichzustellen ... obschon die Menschen sich gar sehr von der Gleichheit entfernen, wenn sie die Gesetze m a c h e n.» Und er fügt ironisch hinzu: «Alle Menschen sind in dem Sinne des neuen europäischen Liberalismus ... gleich; denn jeder zahlt für eine Flasche Wein dem Staate eine gleiche Abgabe von 5 Sous.»

Rigi-Kulm macht natürlich einen gewaltigen Eindruck auf ihn, und er versucht, dies seinem Freunde (das Buch ist, dem Geschmacke der Zeit entsprechend, in fingierten Briefen abgefaßt) klarzumachen: «Da Sie in New York so genau bekannt sind, so will ich ... Ihnen noch eine Vorstellung von der Aussicht zu geben versuchen. Sie ähnelt etwas der Aussicht von Pine-Orchard, nur mit dem wesentlichen Unterschied, daß der Beobachter sich hier wenigstens zweimal so hoch über der Umgegend und dreimal so hoch über dem Meeresspiegel befindet.»

Bei der Rückkehr zum Thunersee wird gerade ein Fest abgehalten, und Cooper vergleicht das Schweizer Militär mit dem amerikanischen dieser Zeit: «... zum Glück standen sie eben unter Waffen, als wir ankamen ... jetzt, da ich sie selbst gesehen habe, brauche ich nur zu sagen, daß sie unserer eigenen bespöttelten Miliz so ähnlich sehen wie eine Erbse der andern. Die Schwenkungen geschahen in genau derselben krummlinigen Weise, dieselben Späße und Scherze, dieselbe Nachgiebigkeit der Offiziere gegen die Gemeinen ... als ich meinen Freund, den Schweizer Hauptmann, an der Spitze des Zuges erkannte, schloß ich mich ... demselben im Marsche an, und so hatte ich die Ehre, für eine kurze Zeit dieses kleinen Feldzugs in den schweizerischen Reihen zu dienen.»

Endlich nimmt er nach Wochen wehmütig Abschied, um nach Italien zu reisen, und ruft begeistert aus: «Also laßt uns jetzt scheiden von der Schweiz und ihren Klüften, von ihren ewigen Eisgefilden ... luftigen Brücken und unterirdischen Abgründen ... und ihrer Unzahl starrer Felsgipfel; und fort nach den sonnigen Thälern und den purpurschimmernden Felsen von Parthenope!»

Dies ist natürlich nur ein kleiner Ausschnitt aus dem reizvollen Bilde, das der Indianerfreund in glühenden und schillernden Farben malt — aber es wird genügen, um uns sowohl ein wenig von der Schweiz im Biedermeier zu zeigen, als einen Amerikaner, dessen Kultur noch nicht von der Dollarjagd und der allmächtigen Maschine zerstört war.

*

Eine kurze, aber internationale Geschichte

VON OSSIP KALENTER

Dies ist eine kurze Geschichte.

Sie wäre sehr einfach, wenn sie nicht durch eine leichte Internationalität kompliziert würde.

Ich erzähle sie der Uebersichtlichkeit halber in einzelnen Kapiteln.

I.

Karin (Dänin, ganz blond, ganz zart, ganz leicht kunstgewerblich) hat es mit dem Krawattenschenken.

Ihre Brüder, ihre Freunde und selbst die Freunde ihrer Freunde: sie alle müssen daran glauben.

Auf diese Weise kam auch Fabian (deutsch), ein Freund von Valeriu (Rumäne), welcher ein Freund Karins war, zu einer Krawatte.

Es war eine sehr schöne Krawatte: lachsrot, mit einem feinen Netz winziger schwarzer Quadrate. Aber sie brachte dem armen Fabian Unglück.

Am Tage, da er sie zum erstenmal angezogen hatte, ging seine Liebe zu Luzinde oder Luzindens Liebe zu ihm — es war so genau nicht zu ergründen — unwiderruflich in die Brüche.

II.

Am Abend dieses tragischen Tages sagte Fabian zu Karin: «Ihre Krawatte ist sehr schön, aber sie hat mir Unglück gebracht. Denken Sie sich: Luzinde ...»

Und er klagte ihr sein Herzeleid.

Da sprang Karin auf, riß ihm die Krawatte vom Hals und rief, im Glauben stark:

«O Fabian, diese Krawatte dürfen Sie nicht tragen! Geben Sie her ...!»

An jenem Abend ging Fabian ohne Krawatte nach Hause.

III.

Dies spielte in einer tiefdunkelblauen Bucht Liguriens, bei Olivenhainen, Weingärten und immergrünen Orangerien. — Jahre vergingen.

Karin und Valeriu reisten in der Welt umher.

Und auch Fabian war nicht faul. Er fand in einer Villa in Prag XIX, wohin er so wenig gehörte wie das zu unserer Geschichte, ein Mädchen namens Vlasta (Tschechin).

So lagen die Dinge, als man

IV.

sich auf einer der großen Umsteigestationen Mitropas wiedersah. Nach langer Zeit. Spät in der Nacht. In einer düfte- und essenzenreichen Bar.

Vlasta war, da sie grundsätzlich stets etwas anderes tat als Fabian, im Hotel geblieben. Und so waren Karin, Valeriu und Fabian ganz unter sich. Und sehr gerührt.

Freundlichkeiten wurden getauscht, Erinnerungen aufgefrischt, und plötzlich sirrt Karin ihr blondestes Dänenlachen:

«Die Krawatte ...»

«Richtig: die Krawatte ...», sagt Valeriu nachdenklich. «Das müssen wir Fabian erzählen.»

«Sie hat noch ein Nachspiel gehabt ...»

V.

Nachspiel der Krawatte:

Karin hat einen Bruder namens Lyonel. Und Lyonel hatte eine Liebe zu auch einer Luzinde. Und alles lag haargenau so wie bei Fabian.

Da schenkte Karin — kein Engel ist so rein — vorsorglich, wohlbedacht die lachsrote Krawatte mit dem feinen Netz schwarzer Quadrate ihrem Bruder Lyonel. Und —

Karin zitterte vor Freude, eine so ausgemachte Sensation mitteilen zu können:

«Denken Sie sich: es ist noch am selben Tage auseinandergegangen!!!»

VI.

Fabian dachte an allerlei.

An die tiefdunkelblaue Bucht Liguriens. An Luzinde. An die Villa in Prag XIX. Und ganz zuletzt auch an Vlasta, die in ihrem Hotelzimmer lag und sich ausdachte, womit sie ihn morgen ärgern könnte.

Und er neigte sich vertrauensvoll zu Karin und Valeriu. Und fragte leise:

«Sagt mal ..., habt ihr die Krawatte noch???»

